

Entscheidung (die Wahl Nikodims) bereits gefallen war.

Nach behutsamer und gründlicher Prüfung kommt H. zu dem Schluss: „Die vorliegende Forschungsarbeit trägt kaum etwas Wesentliches zum inneren Verständnis der Entscheidungen und Handlungsweisen des ÖRK ... bei. Eine über die bisher bekannten Polarisierungen der Fronten im Kalten Krieg hinausführende kritische Aufhellung des Umfeldes und der Motivationen der handelnden Personen und der Hintergründe ihrer Positionen findet nicht statt. Es mangelt der Darstellung zudem an der Fairness gegenüber Menschen und Meinungen im ÖRK.... Man hätte dem ÖRK und seinem West-Ost-Verhalten eine erhellendere und hilfreichere Untersuchung gewünscht“ (218).

Die Lektüre dieses Buches ist deshalb so wichtig, weil H. in ihm die Denkmuster offen legt, die der Darstellung Boyens wie des ganzen Werkes zugrunde liegen. Hier kommt eine von politischen Interessen geleitete Forschungsrichtung zum Tragen, die sich auf Akten stützt, die selbst interessengeleitet angelegt wurden und daher nicht als objektiv zu bezeichnen sind – und oft nicht einmal vollständig oder richtig zitiert werden. Aber der Hauptmangel ist, dass das Gespräch mit den Akteuren von damals, mit den „Zeitzeugen“, gemieden wurde, obwohl diese großen Teils noch auskunftsfähig wären. Die Darstellung H.'s weist den Weg zu einer Aufarbeitung der Geschichte, die vorrangig auf Verstehen angelegt ist und auf Schuldzuweisungen verzichtet, wie es wissenschaftlicher Forschung ansteht.

Abschließend sei auf den umfangreichen Anhang (219–327) verwiesen, der neben persönlichen Einschätzungen

H.'s auch bisher nicht verwendetes Material aus dem eigenen Archiv und relevante Zitate aus jenen Jahren enthält, welche die Ausführungen von B. konterkarieren (z.B. Nr. 31: Fairy v. Lilienfeld zur Person und Rolle von Metropolit Nikodim; Nr. 39: Philip Potter in Moskau 1973; Nr. 40: Visser 't Hooft zu den Veränderungen im ÖRK). Aus den genannten Gründen ist das Buch von Hans Joachim Held einer der wichtigsten Beiträge zum Thema ÖRK im Kalten Krieg zu nennen, während die Darstellung von Boyens noch zu sehr den Klischees des Kalten Krieges verhaftet ist, um wirklich weiterführend zu sein.

Günter Krusche

Ludwig Ebersberger, Glaubenskrise und Menschheitskrise. Lit Verlag, Münster 2000. 288 Seiten. Gb. EUR 20,35.

Treibende Kraft dieser engagierten und mit Emphase vorgetragenen Untersuchung ist die ebenso unwiderrufliche wie in ihren Konsequenzen ambivalente Erkenntnis, dass die Menschheit angesichts immer größer und gefährlicher werdender krisenhafter Situationen vor einem bisher nicht gekannten Einigungszwang steht – wenn anders diese Menschheitskrisen nicht einvernehmlich und in globaler Kooperation gelöst werden sollen und können, sondern Zerstörung und Chaos die Oberhand behalten und damit die Schöpfung ihr Ziel verfehlt.

Die gegenwärtige Menschheitskrise entfaltet sich für Ebersberger zugleich und in eins damit als Glaubenskrise und beides zusammen deutet er als Entwicklungskrise. Soweit so gut oder auch schlecht, aber noch nichts durchgreifend Neues. Wenn der Autor jedoch

seine zunächst pessimistisch anmutende Gegenwartsanalyse „allen denen“ widmet, „die auf Zukunft hoffen“, dann deutet schon dies auf den tiefer liegenden inneren Kern hin: Krisenerkenntnis geschieht hier nicht nur analytisch oder allenfalls noch zum Zwecke ihres Managements, sondern zum Zwecke ihrer Aufhebung, ihrer Be-, nein, Überwältigung! Krise wird begriffen – streng ihrer philosophischen Tiefendimension entsprechend – als Aufruf zur Entscheidung, zur unterscheidenden Wahrnehmung auch des Hoffnungspotentials, das in ihr mitenthalten ist. Um die Freisetzung des Veränderungspotentials geht es, um die Überwindung schier unendlicher Trägheitsmomente, die den radikalen Umorientierungen in unserem Welt- und Daseinsverständnis noch entgegenstehen, wenn es darum geht, statisch-ontologisches Denken abzulösen durch ein dynamisch-relationales Begreifen der Welt, die sich multidimensional darstellt in einer Vielzahl von Denkräumen und Ordnungsprinzipien (16).

Unter Rückgriff auf so große aufklärerische Gestalten wie Galilei, Kant und Darwin werde in Naturwissenschaften und Philosophie ansatzweise bereits der Weg deutlich, der zur Überwindung der Krise führt: die Dimension des Werdens allein kann Zukunft eröffnen. Gegen jedwede statische Weltsicht und deren zwangsläufig immanenten Pessimismus stellt Ebersberger sich selbst hinein in den Optimismus einer dynamischen Weltauffassung, die für ihn untrennbar verbunden ist mit einem strengen Ein-Gott-Glauben (33). Auch der Gedanke an den einen universalen Gott ist eine Entwicklungsgestalt mit langer Geschichte. Im Fluchtpunkt dieser Entwicklung liegen Notwendigkeit

und Möglichkeit eines plurisystemisch-integrativen Denkens im Sinne einer komplementären Konvergenz von Wissenschaft; Philosophie und Religion. Bei Teilhard de Chardin hat diese Integration zu einem neuen Ganzen ihr bisher höchstes Niveau erreicht – allerdings „als Vorwegnahme des Ergebnisses eines Prozesses, der in wesentlichen Teilen noch vor uns liegt“ (58).

Albert Einsteins „Lebensfrage“ lautete: Ist das Universum ein freundlicher Ort oder nicht? Diese Frage nimmt Teilhard auf im Sinne seiner entwicklungs-dynamischen Verantwortungsethik: „Absoluter Optimismus oder absoluter Pessimismus ... zwei Richtungen – und nur zwei: die eine nach oben, die andere nach unten ohne die Möglichkeit, auf halbem Wege stehenzubleiben...“ (144). Zukunft gibt es nur, wenn der Selbstorganisationstendenz der Materie auf Seiten des menschlichen Individuums ein kongruenter Gestaltungswille entspricht, dessen Leitbilder aus derselben Quelle schöpfen. Dass und wie ein Ludwig Feuerbach mit seiner anthropologischen Wende der Theologie und ein Charles Darwin mit seinem Evolutionismus wichtige Weichenstellungen markieren auf diesem so schwierigen Weg des Menschen zum Bewusstsein seiner selbst – damals wie heute weiterhin verkannt und verketzert –: gleichsam en passant wird dies bei Ebersberger deskriptiv aber prägnant herausgearbeitet.

Eine besondere Rolle in dem immer spannungsgeladenen Verhältnis von Glaube und Wissen, von Geist und Natur könnte heutzutage wieder einmal Thomas von Aquin zukommen, wenn man sich denn kritisch auf ihn rückbezüge. Eindrucksvoll stellt Ebersberger dar, wie „Thomas' Grundpositionen ...

nur der Berührung mit unserem heutigen Natur- und Erkenntniswissen“ bedürfen, „um sogleich unwiderstehlich eine Dynamik zu entfalten, die exakt in die Richtung des Welt- und Gottesverständnisses Teilhards weist“ (198). Natürlich sind die Naturwissenschaften seit Teilhard und erst recht seit der Zeit des großen Aquinaten vorangeschritten; aber in einer Gegenwart, wo der Dialog zwischen Geist und Natur weithin offensichtlich gescheitert ist, kann eine Rückbesinnung auf Grundpositionen im ewigen „Universalienstreit“ nur hilfreich sein. Dass das „Gewusste“ der natürlichen Erkenntnis und das „Geglaubte“ der göttlichen Offenbarung in komplementärem Verhältnis zueinander stehen, dass die Option Teilhards für ein „Omega“ und damit für die Welt mit der Option für den Eingottglauben korrespondiert – in Bezug auf die gegenwärtige Glaubenskrise wird diese Einsicht virulent in der Frage danach, inwieweit „sich dieser Gott der lebens- und existenznotwendigen ‚Option‘ bzw. der ‚praktischen Vernunft‘ mit dem Gott der derzeitigen kirchlich-religiösen Praxis“ deckt (203). Diese Praxis allerdings sieht Ebersberger noch weit hinterherhinken,

nicht nur hinter dem Erkenntnisstand etwa Teilhards, sondern ebenso hinter den Notwendigkeiten des gegenwärtigen „Kairos“ in der Weltgeschichte. Die religiöse Dimension des Einigungszwanges, unter den die Menschheit geraten ist, kann dann erst so richtig wahrgenommen werden, wenn „Glaube, Kirche und Reich Gottes als organische Entwicklungsgestalten“ anerkannt werden, „die unsere Verantwortung einfordern, und dies umso mehr, als das Gelingen der Evolution auf der Stufe des Menschen mit dessen Glaubensentscheidung rückgekoppelt ist“ (276). Das Ethos der Bergpredigt also nicht nur Voraussetzung individuellen Heils, sondern gleichsam „naturgesetzliche Bedingung der Weiterexistenz der Menschheit“ – das „Erwachen zur Welt“, eine neue weltfromme Spiritualität, das lässt sich lernen bei Teilhard de Chardin, „den wir heute wiederzuentdecken haben, als den ersten Bürger des kommenden Zeitalters“ (280). Die Welt als die in Christi Leib zu verwandelnde Hostie: diesen ethischen Imperativ aufs Neue anschaulich gemacht zu haben, das ist das Verdienst dieses gelungenen Werkes.

Wieland Zademach